Beitrag aus dem Jahrbuch
der Deutschen aus Bessarabien und der
Dobrudscha 1949, Seite 76

Gruß an die Dobrudschadeutschen!

Immer weiter rücken wir ab von der Zeit, in der die Dobrudscha unsere Heimat war. Die Erinnerung vergoldet alles, was in unserer Vorstellung aus jener Zeit noch lebt. Wir werden im Laufe der Zeit uns aber nicht mehr so sicher auf unser Gedächtnis verlassen können wie bisher. Es wird nicht ausbleiben, daß die Kinder ihre Eltern umsonst nach dem einen und andern aus der Vergangenheit fragen. Die Zahl derer, die ein zuverlässiges Bild von unserer einstigen Heimat am Schwarzmeerstrande zeichnen können, wird immer kleiner.

Darum sind wir dankbar, daß wieder ein Heimatkalender erscheint, der nach alter Überlieferung eine besinnliche Rückschau und eine gläubige Ausschau hält auf das, was unsere kleine Gruppe besonders interessiert.

Wenn schon früher unser Kalender überall mit Freude ausgenommen wurde, dann jetzt, wo wir die Verbindung untereinander fast ganz verloren haben, erst recht. Wie ein Gruß aus der alten Heimat wird er von den meisten betrachtet werden.

Mit Wehmut werden unsere Landsleute aus Atmagea daran denken, daß sie in diesem Herbst 1948 das 100jährige Jubiläum ihrer Gemeinde gefeiert hätten, und zwar als erste Gemeinde unter allen evangelischen Gemeinden der Dobrudscha.

Es ist anders gekommen als unsere Väter es sich einst gedacht, da sie die schmucken Dörfer der Dobrudscha anlegten und später immer besser ausbauten. Wir wollen das heute nicht beklagen. Wir wissen als Christen, daß über allem, was mit uns geschehen ist, das göttliche Vaterauge offenstand. Wenn Er uns den schwersten Weg hat gehen lassen, da wollen wir diesen Weg als Gottes Weg anerkennen. Wir wollen aber andererseits nicht daran zweifeln, daß unser Gott über uns wieder Licht nach dem Dunkel kommen läßt. In der Zwischenzeit, vielleicht ist das nicht nur das Jahr 1949, wollen wir nicht ungeduldig werden, sondern dem ganz vertrauen, der da Wunder tut, der seine Macht bewiesen hat unter den Völkern und dessen Wege heilig sind.

Herbert Hahn, Pastor

Die Dobrudschadeutschen

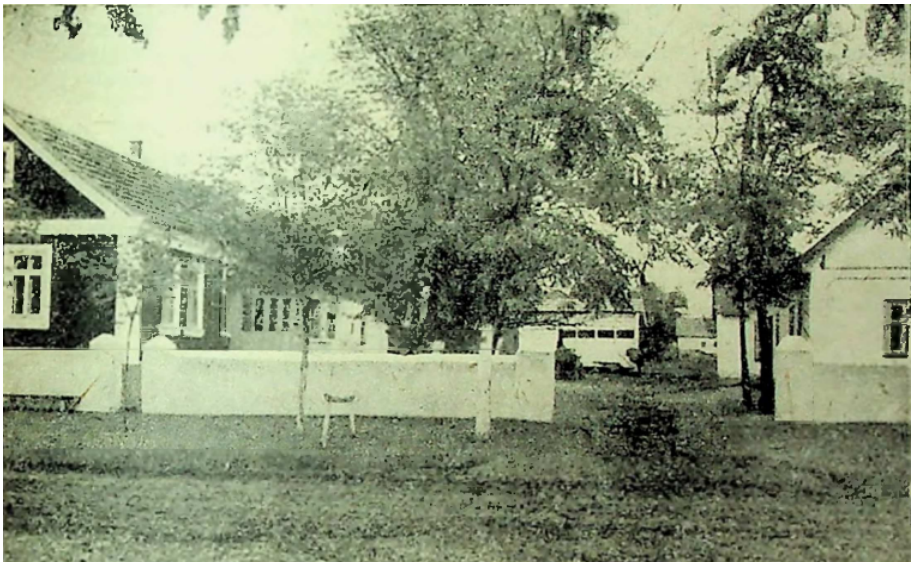
Ausgangs 1940, bei der Umsiedlung ins Reich, zählte die deutsche Volksgruppe in der Dobrudscha etwa 14 500 Seelen, die sich in 22 Ortschaften niedergelassen hatten. Wenn man bedenkt, daß die aus Bessarabien und dem sonstigen Südrußland von 1840 an über die Donaumündung nach der Dobrudscha herüberkommenden Menschen mit nahezu leeren Händen ankamen und von keiner Stelle irgendeine Förderung erfuhren, dann ist es schon beinahe rätselhaft, wie sich die deutschen Gemeinden in der Dobrudscha bilden und erhalten konnte. Die türkischen Behörden hatten nichts in der Hand als ein Kolonisations-Reglement, das mit der Einwanderung nur einiger Familien rechnete. Daß der Kaimakan von Babadag, ein

Grieche, er in Berlin studiert hatte und darum für deutsche Einwanderer ein persönliches Interesse hatte, bereitwillig den ersten Ankömmlingen im Waldgebirge von Malcoci und Atmagea Siedlungsmöglichkeiten bot, war gewiß ein großes Glück. Was die ersten Siedler bei ihrer Einwanderung vorfanden, war ein alter Schäfer mit einer Schafherde und ein Brunnen, den sich der Schäfer gegraben hatte. Jeder von ihnen mußte zuerst roden und reinigen um für Haus und Hof und Acker Boden zu gewinnen. Alles, was er urbar machen konnte, gehörte ihm dann ohne Kosten und Einschränkungen. Man stelle sich diese Menschen vor in ihrem Ringen und Kämpfen um die primitivsten Dinge!

Älteste deutsche evangelische Kirche in Atmagea-Dobrudscha

Lehrer Johann Straub, Verfasser einer Dobrudschachronik, schilderte seine Erlebnisse folgendermaßen: »Als ich mit meinen Eltern 1874 aus Katzbach, Bessarabien, nach der Dobrudscha kam, war ich fünf Jahre alt; ich kann mich aber noch genau an verschiedene Einzelheiten aus der Ansiedlungszeit erinnern. Mein Vater, Johann Straub, gewesener Gemeindeschreiber zu Katzbach und seine Mitbewohner Adam Burgemeister, Heinrich Sülzle und August Kern, gründeten im Herbst 1874 die Gemeinde Cogealac. Das erste Dach über unserem Kopfe war nur eine einfache Lehmhütte. Dann fing mein Vater an, ein Häuschen mit zwei Zimmern zu bauen. Das Dach war noch nicht fertig, als schon die Regenzeit einsetzte. Es regnete in unsere Stuben herein, so daß man das Wasser mit Eimern hinaus tragen mußte. Erst im Frühling 1875 konnte das Haus wohnlich hergerichtet werden. Land war in Hülle und Fülle, auch an Gras zu Heu fehlte es nicht, und Viehweide war ausreichend. Sand, Steine und Rohr waren frei, und nach Belieben konnten Wohnhäuser und Ställe mit diesem Material hergestellt werden, welche ohne Ausnahme mit Rohr gedeckt wurden. Das Bauholz konnte zu billigem Preise ans den Wäldern geholt werden, das Vieh ging steuerfrei auf die Weide; nur wenn man ein Pferd oder eine Kuh verkaufte, mußte eine geringe Taxe bezahlt werden. Die übrigen Abgaben wurden nach dem Getreidedrusch eingezogen, und zwar in natura das zehnte Maß (15 kg) der eingeernteten Körnerfrüchte. Der türkische Steuereinnehmer konnte selten lesen und schreiben. Statt eines Buches hatte er Steuerhölzchen (Stäbchen), auf denen die Zahl der Maße eingekerbt wurde, in je zwei Exemplaren eins für sich und das andere für den Steuerpflichtigen. Stand der Bauer mit dem Beamten auf gutem Fuße, dann kamen weniger Kerben auf das Steuerholz. Die deutschen Ansiedler kamen rasch zu einem gewissen Wohlstand. Sie lebten mit ihren türkischen Nachbarn in bestem Einvernehmen. Auch mit der Behörde. Die junge Mannschaft war wieder frei vom Militärdienst. In der Schule wurde deutsch unterrichtet. Auch die Dorfverwaltung lag in deutschen Händen“ — Ganz anders wurde es, als nach dem Russisch-Türkischen Kriege (1877—78), die Dobrudscha an Rumänien fiel. Für diesen Staat war die Dobrudscha nicht irgendein Winkel, fern von der Regierungszentrale, sondern stand im Brennpunkt dieses kleinen, jungen Staates, der eifrig an seinem Aufbau arbeitete. Viele Türken hatten mit dem türkischen Heer die Dobrudscha verlassen. In großen Massen strömten die Rumänen aus dem Altreich herein und setzten sich in den leergewordenen Türkenhöfen fest. Aber auch Deutsche waren aus Südrußland in ansehnlicher Zahl gekommen und ließen in den alten Dörfern neben dem türkischen und rumänischen nun noch einen deutschen Dorfteil entstehen. Anfangs durften die deutschen Gemeinden, wie in der Türkenzeit, sich ohne weiteres ihre Lehrer anstellen und eigene Kirchenschulen gründen. Seit den achtziger Jahren aber wurde die allgemeine Schulpflicht eingeführt und rumänische Lehrer in die Gemeinden geschickt, die von den Gemeinden bezahlt werden mußten. Zwei Lehrer, einen rumänischen und einen deutschen, konnten die verhältnismäßig kleinen Gemeinden nicht bezahlen. Nur einige ganz mutige und opferbereite Gemeinden rangen sich dieses große Opfer ab. Als dann später der Staat die rumänischen Lehrer aus Staatsmitteln zu zahlen begann, da war es für die einigermaßen leistungsfähigen Gemeinden leicht, wieder deutsche Lehrer anzustellen. Allerdings durften die deutschen Kinder den

staatlichen Unterricht nicht versäumen und konnten nur an den freien Vor- und Nachmittagen ihren Religions- und Sprachunterricht besuchen. Der rumänische Staat war aber in dieser Hinsicht nicht engherzig und duldete es großzügig, daß aus den erlaubten zwei Stunden täglich drei und mehr Stunden wurden. Der Lehrerstand erhielt seinen Nachwuchs von Absolventen des Wernerseminars aus Sarata, Bessarabien. In religiöser Hinsicht erfreuten sich die Dobrudschadeutschen vollständiger Freiheit. Die sich in der Mehrheit befindlichen evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen waren in vier Kirchspielen zusammengefaßt: Atmagea, Cobadin, Cocealac und Konstanza. Katholische Gemeinden bestanden in Konstanza, Caramurat, Colelia, Malcoci, Techirghiol und Mangeapunar.



Deutsches Bauerngehöft in Karamurat — Dobrudscha

Die anfänglich in geringer Anzahl vorhandenen Baptisten waren in den legten Jahren stark im Wachsen begriffen. In früheren Jahren wurden in der Regel reichsdeutsche Pfarrer vom Oberkirchenrat in Berlin angestellt und zum Teil auch besoldet. Nach dem Weltkriege aber durften nur noch einheimische Geistliche eingesetzt werden, die dem evang. Dekanat in Bukarest unterstellt waren. Die Dobrudschadeutschen galten für ihre Nachbarn in jeder Hinsicht stets als ein leuchtendes Vorbild: Die Sauberkeit und Ordnung in Wirtschaft und Hof waren immer auffallend, die Reinlichkeit in ihren Häusern mustergültig, die Felder wurden gründlich bearbeitet. Für die Dobrudschadeutschen war die Bindung an einen Staat, der ihnen eine neue Heimat und persönliche Entwicklungsmöglichkeiten gegeben hatte, verpflichtend.

Trotzdem hat man sie bei Ausbruch des ersten Weltkrieges haßerfüllt „Svabi“ genannt und unter dem Verdacht, nicht Staats treu gewesen zu sein, wurden beim Näherrücken der deutsch-bulgarischen Heeresgruppe viele Vordermänner der deutschen Gemeinden in die Moldau verschleppt und bis zum Kriegsende eingesperrt gehalten. Obwohl die Rumänen nach dem Kriege ihre Meinung über die Dobrudschadeutschen geändert und sie als treue Staatsbürger achten gelernt hatten, kamen bei Beginn des zweiten Weltkrieges ihre Haßgefühle dem Deutschen gegenüber neuerdings zum Ausbruch, so daß es den Dobrudschadeutschen nicht schwer fiel, sich Ende 1940 zur Umsiedlung ins Reich zu entschließen und ihrer lieben Wahlheimat für immer den Rücken zu kehren. Freilich hatten sie sich die Zukunft anders ausgemalt, als es dann gekommen ist. Doch wenn man etwas verloren hat, lernt man es erst richtig schätzen. Im Bessarabischen Volkskalender 1936 schrieb Friedrich Fiechtner, ein junger Dichter, als ob er die kommenden Dinge geahnt hätte, die Worte:
„Noch einmal möchte ich euch sehen, ihr spitzen Giebeldächer und hoch oben das Storchennest groß und rund, und euch, ihr Brunnenschwengel, weit in den blauen Himmel hineinragend, höher als die schönen Akazien und Syringen (Flieder) auf dem Keller vor der Tür! Oh, daß ich euch nicht vergessen kann! Oh, Steppe, mit deinem wunderbaren Reiz, mit deinen Herrlichkeiten, mit deinen weiten, ebenen, fruchtschwellenden Fernen, die das Auge fortziehen und das tiefe Sehnen nähren, und mit deinen aufwirbelnden Staubwolken und deinen schweren Mühsalen — wer dich nicht kennt, der weiß es nicht, was du mir warst, was du mir bist und was du mir immer bleiben wirst!“

Otto Enßlen, ehem. Lehrer zu Tariverde
(1930—1936)

z.Z. in Straßberg bei Augsburg.

Erschienen im Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien und der Dobrudscha, 1949
Seite 76